

# Gouvernante des Boulevards

Vom unkonventionellen Medientalent zum Vortrab des Mainstreams: Wie aus der frechen Moderatorin Steffi Buchli die Anstandsdame des *Blicks* wurde.

Christoph Grenacher

Sie konnte sogar Wetter: Als Steffi Buchli Ende April 2017 das Zürcher Sechsläuten kommentierte, explodierte der Böögg nach 9 Minuten und 56 Sekunden. Die Moderatorin versprach ob des kurzen Feuerzaubers einen schönen Sommer und hielt Wort: Der Sommer 2017 war überdurchschnittlich warm, der Juni gar einer der heissesten seit Beginn der Messperiode 1864.

Kurz danach war nach vierzehn Jahren fertig schön bei SRF. Die Frau, die nach eigenem Bekunden seit mehr als zwei Jahrzehnten «etwas mit Medien» macht, verliess den Staatssender nicht ohne einen ihrer träfen Sprüche: «SRF hat mich zu dem gemacht, was ich heute bin: eine Frisur – und ein bisschen was obendrauf.»

Das war arg untertrieben. Das TV-Gesicht des Schweizer Sports schrieb auch deshalb Traumquoten, weil Buchli mit Sachkenntnis, Schalk und entspannter Schlagfertigkeit neben den Hüppis, Thurnheers, Kilchspergers und Cie. kaum weibliche Konkurrenz erwuchs: Annette Fetscherin und Sibylle Eberle durften erst vor die Kamera, als Buchli 2017 als Programmchefin zum UPC-Bezahlender MySports wechselte.

## Kniefall vor Xhaka

Doch das Wirken auf der Nebenbühne eines marginalen Pay-TV-Senders war nicht das Ding von Everybody's Darling Stefanie «Steffi» Elisabeth Buchli Kohler; das lose Mundwerk in schräger Kleidung braucht eine grosse Bühne. Als der Medienkonzern Ringier im Frühling 2020 die Verpflichtung Buchlis als Chef-

*Das lose Mundwerk in schräger Kleidung braucht eine grosse Bühne.*

redaktorin Sport der Blick-Gruppe annoncierte, war die Welt für die kleine Grosse wieder in Ordnung: «Es macht mich stolz, dieses Team in die Zukunft führen zu dürfen. Die Marke Blick steht in der Sportwelt für starke Positionen und klare Meinungen. In dem Sinne passen wir beide gut zusammen», sagte Buchli.

Was der quirligen Frau («Früher habe ich viel geraucht, jetzt bringen mich CBD-Kaugummi auf ein normales Level») zupasskam, war auch der ideologische Überbau im 189 Jahre alten Familienunternehmen: Das Flaggschiff *Blick* hatte sich kontinuierlich vom lärmenden Boulevard entfernt und der Belehrung seiner



*Klein wie Rumpelstilz, aber mächtig im Auftritt: Medienfrau Buchli.*

Leserschaft verschrieben. «Mainstream, also das Gegenteil von munterem Journalismus», sei aktuell oberstes Gebot in der Schreibstube im Zürcher Seefeld, ätzte Mario Widmer, der von 1963 bis 1997 als Reporter und Sportchef ein halbes Leben für das Blatt schrieb. Mit der Wahl Buchlis, so Doyen Widmer, habe Ringier «auch noch den Sport völlig abgeschrieben. Weil Gleichberechtigung, Frauenrechte das politisch korrekte Motto der Zeit und des Mainstreams sind, hat man eine Frau zur Sportchefin gemacht.»

Die derlei Abgekandelte hatte allerdings schon zuvor erkennen lassen, dass sie nicht mehr gewillt war, die öffentliche Bühne mit blossen Resultaten zu futtern. «Unser Körper», tönte sie, «erleidet während der Schwangerschaft einen Wahn-

sinnjob.» Mit dem Entscheid, vier Monate nach der Geburt ihrer Tochter Karlie im Januar 2016 wieder 100 Prozent zu arbeiten, holte sich die 43-jährige Zürcherin darum nicht nur Applaus – auch weil sie sich als «relevante Stimme des Feminismus und der Gleichstellungsbemühungen in der Schweiz» positionieren wollte.

Mit 1,68 Meter klein wie Rumpelstilz, aber mächtig im Auftritt wie einst Katharina die Grosse, vergrössert Buchli mit ihrem Sendungsbewusstsein nun ihr Wirkungsgebiet, wie einst die Kaiserin von Russland mit Kriegszügen ihrer Nation zusätzliches Gebiet einverleibte: Als ein *Blick*-Leser Nati-Captain Granit Xhaka in der Kommentarspalte rassistisch beleidigte, stand die Sportchefin stracks vor die Kamera: «In diesem Fall haben wir versagt. Entschuldigung für diese Fehlleistung. *Blick* steht für eine welt-offene, tolerante Schweiz. Rassismus hat beim *Blick* und in unserer Gesellschaft keinen Platz. Keinen Fussbreit, nie.»

Es war binnen Jahresfrist der zweite Kniefall von Buchli vor Xhaka. Als *Blick.ch* dem Basler im Zusammenhang mit den Wechselgerüchten zur AS Roma riet: «Schau mal aus dem Fenster, Granit: Roma liegt so nahe», spielte das Medium auf die Nachbarn des Hotels an, in dem die Nationalmannschaft seinerzeit logierte. Wiederum tat Buchli Busse: «Diese Titulierung was völlig daneben, keine Diskussion. Da haben unsere Kontrollmechanismen total versagt. Der Artikel wird angepasst» – was sich heute im Archiv so liest: «In Baku sind Roma vor dem Fünfsterne-Hotel die Nachbarn der Nati.»

## Zu allem etwas

Die Frohnatur kann also auch Entschuldigung, beherrscht Political Correctness und «Wokismus». Bloss: Warum? Und wozu? Buchli meint wohl, als Sportchefin eine Meinung zu allem haben zu müssen – weil der Sport bloss die Gesellschaft spiegle. Ob Rassismus, Ukraine-Krieg, Antisemitismus, Sexismus, Gewalt, Umweltzerstörung, Massentierhaltung, Menschenrechte – auf *Blick.ch*, in den Printmedien des Hauses und den sozialen Kanälen gibt Buchli nun unablässig den Lautsprecher – oder in ihrem jour-

nalistischen Selbstverständnis: «Wir sollten uns öfter trauen, gross zu denken, Luftschlösser zu bauen und die Welt zu erobern.»

Bloss: Nimmt man Buchli die Erzieherin ab, vergleichbar mit einer Etagen-Gouvernante, die auf ihrem Stock das Personal führt und den Takt vorgibt? Ob im Nachhaltigkeitsmagazin *Go Green* («Nachhaltiger mit mir selbst? Daran muss ich arbeiten»), im «Feel Good Podcast» («Prominent sein in der Schweiz ist nicht einmal der Rede wert») oder auf der Plattform von Pro Mente Sana («Ich hoffe, dass die Pandemie noch mehr zur Enttabuisierung von psychischen Erkrankungen beiträgt») – die Frau plappert zu allem. Als in einer SRF-«Arena» zum Thema Gleichstellung eine dreifache Mutter und Hausfrau die Berufsfrau Buchli fragt, wofür sie ein Kind brauche, wenn sie den Nachwuchs bloss in der Krippe abstelle, blitzt das schiere Unverständnis nur kurz auf: «Ou nein! Führen wir bitte eine sachliche Diskussion!»

## Mit halbem Fuss im Fettnapf

Der Rest wird weggelächelt oder, wie jüngst, als Selbstgeisselung inszeniert: Als der *Sonntagsblick* vor zweieinhalb Wochen im Sportteil Fussballerinnen Alisha Lehmann aufs Cover hievte und in Sportkluft von hinten zeigte, hagelte es Kritik. *Blick*, fasste Buchli die Reaktionen zusammen, benutze das Bild nur, «um Lehmanns Hintern zu zeigen. *Blick* sexualisiert Lehmann unnötig. *Blick* bedient Lustlinge.» Dabei, schalmeit die Sportchefin, «wollten wir niemandem böse und stehen trotzdem mit einem halben Fuss im Fettnapf. Wie konnte es dazu kommen?» #MeToo, enträtselt die Sportchefin, «hat unsere Sinne geschärft» – und in Sachen Inszenierung «werden wir lernen müssen, uns auf dem schmalen Grat zu bewegen. Wir als Herstellerinnen des Mediums, aber auch die Konsumenten.»

Wir haben verstanden: Wir sitzen alle im Boot, dessen Kurs die ChefIn setzt – und das Kommando gibt: «Es muss richtig was passieren! Wir werden das tun, weil es anders nicht geht.» Sagt «eine Frisur – und ein bisschen was obendrauf.»

Christoph Grenacher ist Kommunikationsunternehmer und ehemaliger Chefredaktor des *Sonntagsblicks*.



*«Nur an der Umsetzung der gendergerechten Sprache müssen wir wohl noch etwas feilen...»*

# Grenzgänger müsste man sein

Hohe Mindestlöhne, tiefer Euro, staatlich verbilligtes Benzin: Fürs Arbeiten in die Schweiz zu pendeln, ist attraktiv wie nie.

Marcel Odermatt

Immer mehr Menschen passieren täglich die Schweizer Grenze, um hier zu arbeiten. Laut Bund verfügen 365 437 Personen über eine Grenzgängerbewilligung (Stand Ende März). Ihre Gesamtzahl stieg innert Jahresfrist um 6,3 Prozent. 203 689 Grenzgänger haben ihren Wohnsitz in Frankreich, 86 322 in Italien, 63 547 in Deutschland und 8489 in Österreich.

Zum Vergleich: Vor zwanzig Jahren arbeiteten erst 87 000 französische und weniger als 40 000 italienische und deutsche Grenzgänger in der Schweiz.

Was ist passiert? 2004 schaffte der Bund den Inländervorrang und die Lohnkontrolle ab. 2007 hoben die Behörden die sogenannten Grenzzonen für Arbeitnehmer aus der EU und der Efta auf. Damit konnten diese überall in der Schweiz arbeiten. Die Folge ist ein beispielloser Grenzgänger-Boom, der nicht einmal durch die Corona-Pandemie gebrochen wurde.

## Mittlerweile herrscht Parität

Eine Trendwende oder wenigstens eine Verlangsamung des Wachstums scheint ausgeschlossen. Dafür sorgt die Schweizer Politik und die erfolgreiche Wirtschaft.

Eine entscheidende Rolle spielt der starke Franken. Im Jahr der Euro-Bargeldeinführung 2002 schwankte der Wert des Euro zwischen 1.45 und 1.48 Franken. Mittlerweile herrscht praktisch Parität. Für Grenzgänger ist das ein Segen. Sie bekommen für ihre in der Schweiz verdienten Franken beim Wechseln immer mehr Euro. Die Lebenshaltungskosten zu Hause bleiben dagegen vergleichsweise tief, auch wenn jetzt die Inflation im Euro-Raum anzieht.

Ebenfalls geholfen hat den Grenzgängern, dass Mindestlöhne in der liberalen Schweiz salonfähig wurden. Bereits fünf Kantone kennen eine solche Regelung (Neuenburg, Jura, Genf, Basel-Stadt, Tessin). So liegt der Mindestlohn in Genf bei 23,27 Franken, im benachbarten Frankreich sind es 10,85 Euro.

Bern



*Das Beste zweier Welten: Genf.*

Derzeit profitieren die Grenzgänger von verbilligtem Benzin. In den Nachbarländern der Schweiz beschloss die Politik, vorübergehend auf Steuereinnahmen beim Verkauf von Benzin

*In den letzten zwei Jahren wurden alle Schranken wie Inländervorrang oder Lohnkontrolle beseitigt.*

und Diesel zu verzichten. Anders die Schweizer National- und Ständeräte: Die Volksvertreter wollen von einer Entlastung nichts wissen.

Das Resultat ist eine kuriose Situation. Hunderttausende Pendler fahren mit staatlich vergünstigtem Treibstoff an ihre Arbeitsplätze in der Schweiz. Wer dagegen in der Schweiz lebt und auf ein Auto angewiesen ist, ächzt weiterhin unter den horrenden Kosten.

## Interessen der EU

Das Beispiel der Grenzgänger zeigt, welches Interesse die EU eigentlich an reibungslosen Beziehungen mit ihrer Nachbarin haben müsste. Hunderttausende finden hier Arbeitsbedingungen vor, die in den letzten Jahren immer attraktiver wurden.

Selbstverständlich leisten Grenzgänger ihren Beitrag zum Wohlstand der Schweiz. Gleichzeitig haben sie dank den hiesigen Löhnen eine höhere Kaufkraft, was ihren Heimatländern wieder nützt. Sie verbinden das Beste zweier Welten: Schweizer Löhne und Euro-Preise.